

BERNHARD KÖNIG

Musik und Klima



Inhalt

Prolog

Wie die Schönheit in die Welt kam 9

Teil I

Kann Musik die Welt schöner machen?

Kapitel 1

Die brennende Stadt 13

Nero und Notre-Dame 21

»By design or by disaster« 26

Kapitel 2

Teil des Problems? 29

Im Glashaus 30

Das größte Konzert aller Zeiten 32

Unüberwindbar? Psychologische Hürden 37

Ein erster Schritt 46

Strategische Selbstbeziehung 50

Kapitel 3

Schützenswerte Freiheit 56

Erkämpft, bedroht, verteidigt 57

Wanderlieder und Soundscapes 60

Ungeschriebene Stücke 65

Freiheit vs. Nachhaltigkeit? 68

Kapitel 4

Bedrohtes Erbe 72

- Verletzliche Schönheit 72
- Unerforschbar? Die beschwiegene Zukunft 75
- Bedrohte Musikkulturen 78
- Unverwundbar? Privilegierte Musik 91
- Die Fackel weitergeben 101

Kapitel 5

Die Verhässlichung der Welt 105

- Wieviel wiegt Musik? 105
- Puzzlesteine für eine zeitgemäße Ästhetik 113
- Externalisierte Hässlichkeit 122
- Was heißt hier »schön«? 130
- Die Klimakrise als ästhetische Herausforderung 139

Teil II

Können Töne etwas ausrichten?

Wie das singende Raubtier seine wahre Bestimmung fand 145

Kapitel 6

Das Kind in der Mondrakete 147

- Auf die Wissenschaft hören 148
- Raumschiffe und Luftschlösser 154
- Mehr als bloß das Eigene 161

Kapitel 7

Musikalischer Aktivismus 165

- Die Stimme erheben 166
- Die Sinne ansprechen 172
- Spielräume und Grenzen 179

Kapitel 8

Soll Musik nützlich sein? 185

- Zweierlei Musik 185
- Missbrauchte Töne 193
- Autonomie vs. Utilitarismus? 204

Kapitel 9

Wandel begleiten 212

Wie funktioniert Veränderung? 212

Unplanbar? Das Beispiel der deutschen Nachkriegsmusik 225

Die transformative Kraft der Musik 238

Kapitel 10

Die Landkarte der Lösungswege 244

Terra Incognita 244

Eine Welt voller Aufgaben 246

Widersprüchliche Wegweiser 258

Die vielen zweiten Schritte 261

Teil III

Braucht Musik Wachstum?

Wie alles immer besser wurde 271

Kapitel 11

Das große Accelerando 273

Kapitel 12

Die Gentrifizierung der Welt 285

Fahrendes Volk 285

Untrennbar: Oper und Dampfkraft 289

Mobilisierung als gesellschaftlicher Auftrag 296

Kapitel 13

Musik zum Sitzen 301

Sich beherrschen 301

Das Trauma der Aufklärung 309

Haltungsschäden 315

Kapitel 14

Triebkraft und Getriebene 318

Schneller, höher, erweiterter 318

Gegenwelten to go 326

Wie frei sind wir wirklich? 335

Suffizienz: keine Privatsache!	343
Unvorstellbar? Musik ohne Wachstum	347

Kapitel 15

Die andere Schönheit	352
Komponieren am Sterbebett	354
Was Musik wertvoll macht	361

Teil IV

Können wir uns ändern?

Kapitel 16

Die vielstimmige Welt	375
-----------------------	-----

Kapitel 17

Einander zuwenden	389
Die Schönheit der Anderen	390
Lernen, Gast zu sein	399
Die Kunst des Zusammensetzens	414

Kapitel 18

Warum weniger Wachstum mehr Musik braucht	417
Mehr Mündigkeit: Musik in der Schule	417
Mehr Gemeinde: Musikalische Ortskulturen	422
Mehr Stimmigkeit: Chormusik	425
Mehr Utopie: Konzert- und Opernhäuser	428
Mehr Zukunft: Forschung und Lehre	431
Mehr Experiment: Freie Szene und Neue Musik	435
Mehr Begegnung: auf Tour	439
Mehr Freiheit: Kulturpolitik	441

Epilog

Das Große Innehalten	445
Nachwort	447
Literaturverzeichnis	449
Index	510

Prolog

Wie die Schönheit in die Welt kam

Einst war die Welt nicht schön. Sie war auch nicht hässlich. Sie war weder gerecht noch grausam, weder groß noch klein, sondern einfach nur da. Die Farbe einer Frucht konnte schön sein und zum Verzehr locken. Ein Balztanz oder ein Federkleid konnten schön sein und zur Paarung einladen. Aber die Welt? Niemand hatte ein Auge für sie. Bis eines Tages ein seltsames kleines Raubtier des Weges kam.

Das kleine Raubtier stakste auf zwei Beinen umher wie ein Vogel, doch es konnte nicht fliegen. Es war nackt wie ein Fisch, doch es konnte unter Wasser nicht atmen. Und, was am seltsamsten war: Es wollte einfach nicht erwachsen werden. Monat um Monat verging, doch das kleine Raubtier blieb so ungeschickt und verletzlich, wie es auf die Welt gekommen war. Unbeholfen tapste es durch die Gegend, ständig mussten seine älteren Artgenossen es vor dem Verderben retten oder ihm den Weg weisen. Und auch wenn es nach siebzehn, achtzehn Jahren endlich ausgewachsen war, erreichte es nur selten wahre Meisterschaft.

Die anderen Erdenwesen waren Könnerrinnen und Könnner ihres Fachs. Manche von ihnen konnten vorzüglich jagen, andere betörend locken. Manche verstanden sich auf das Handwerk des Tötens, andere schenkten verschwenderisch Leben. Manche hielten Hof und zeigten sich, andere blieben ein Leben lang im Verborgenen. Das kleine Raubtier war anders. Es konnte leidlich klettern und springen, ausdauernd marschieren oder sich verstecken und geduldig abwarten – von allem ein bisschen und gerade einmal so viel, wie es brauchte, um sich behelfen zu können. Nur eines konnte dieses kleine, frierende, unbeholfene Raubtier im Übermaß und besser als jedes andere Wesen auf Erden: Die Schönheit der Welt erkennen.

Herangereift war diese eigenartige Fähigkeit in all den Jahren, in denen es sich ums eigene Überleben wenig hatte kümmern müssen, weil es von anderen

umsorgt und beschützt worden war. Vom ersten Tag an hatte das kleine Raubtier Trost und Schutz in elterlichem Gesang gefunden. Und während die Großen jagten und ackerten und rackerten, schaute das kleine Raubtier in den Himmel und gab den Wolken Gesichter. Es sammelte Steine, Baumrinden und Orte und gab ihnen eine Seele oder ein Geheimnis. Es betrachtete die Welt, unterschied ihre Geschöpfe voneinander und gab ihnen Namen und Geschichten.

Wann immer aber das kleine Raubtier ein neues Stückchen Schönheit entdeckt hatte, zögerte es nicht lange, seine Artgenossen daran teilhaben zu lassen. Sie wussten es ihm zu danken. Mal gab es satt zu essen, Jagd und Ernte hatten reiche Beute gebracht und es gab allen Grund, ausgelassen zu feiern. »Zeig uns, wie schön die Welt ist!«, riefen dann die restlichen Raubtiere fröhlich. Und das kleine Raubtier erzählte es ihnen und sang ihnen ein Lied davon. Ein andermal, wenn die Vorräte mager waren und der Regen ausgeblieben war, saßen die Raubtiere hungrig und frierend am Feuer. »Sag, kleines Raubtier, ist die Welt wirklich schön?«, fragten sie dann verzagt. Und das kleine Raubtier erinnerte sie an bessere Zeiten und sang ihnen ein Lied davon.

So wurde die Schönheit zu einem Lebensmittel, das nie versiegte. Sie half durch Dürrezeiten und frostige Winter. Sie wurde während langer Wanderschaft zur Heimat. Selbst in tiefster Not, wenn Düsternis und Hoffnungslosigkeit sich breit machten, blieben immer noch die Lieder und Geschichten. Sie erinnerten an eine Zeit der Geborgenheit, in der alles so war, wie es sein soll. Sie erinnerten daran, dass der Himmel voller gütiger Gesichter ist, dass die Steine eine Seele haben und die Geschöpfe einen Namen.

Teil I

Kann Musik die Welt schöner
machen?

Kapitel 1

Die brennende Stadt

Plötzlich erspähe ich mich selbst. Etwa hundert Meter entfernt, zwischen all den anderen Teenagern mit ihren Spruchbändern und handbemalten Papp- tafeln, steht der Jugendliche, der ich einmal war. Die anderen rufen »Hopp, hopp, hopp – Kohlestopp!« und »Wir sind hier, wir sind laut, weil ihr uns die Zukunft klaut!«. Auf ihren Papptafeln steht »Schulstreik für das Klima« und »Es gibt keinen Planet B«. Der Jugendliche, der ich einmal war, hält keine Tafel in der Hand und ruft keine Parolen. Er steht bloß da und schaut zu mir herüber, mit einem Gesichtsausdruck, den ich schwer deuten kann. Anklagend? Enttäuscht? Auffordernd? Er dürfte etwa 17, 18, allerhöchstens 19 Jahre alt sein. Ich erkenne ihn kaum wieder. Ich habe seit Ewigkeiten nicht mehr an ihn gedacht.

*

Kann Musik die Welt schöner machen? Obwohl mein Beruf es eigentlich nahelegt, sich diese Frage zu stellen, kam sie mir in dieser knappen und zugespitzten Formulierung erstmals im Frühjahr 2019 in den Sinn – kurz nachdem ich ungeplant, als zufälliger Zaungast, in eine *Fridays-for-Future*-Demonstration hineingeraten war. In den Tagen danach ließ sie mir keine Ruhe mehr. Wann immer ich sie mir stellte, brachte sie eine Fülle an neuen Ideen, Zweifeln und weiterführenden Fragen hervor. So viele, dass ich beschloss, ihnen ein ganzes Buch zu widmen.

Die Frage, ob Musik die Welt schöner machen kann, scheint leicht beantwortbar, fast schon trivial zu sein, solange sie sich auf unsere alltägliche *Lebenswelt* oder auf unser subjektives *Weltempfinden* bezieht. Selbstverständlich können wir uns mit Musik die Welt schöner machen. Wir tun es, wann immer wir im Stau das Autoradio einschalten oder morgens unter der Dusche ein Lied anstimmen, um schwungvoller in den Tag zu kommen.

Sehr viel komplizierter wird die Antwort, wenn man sie mit den ästhetischen Denkmodellen des 20. und 21. Jahrhunderts zu beantworten versucht – wenn man also beispielsweise Musik als »Kunst« versteht und

bei den Vordenkerinnen und Machern von Neuer Musik, Soundart, Jazz, Computermusik oder den vielen Spielarten musikalischer und multimedialer Konzeptkunst nach Antworten sucht. Schnell wird man sich dabei mit einer so großen Fülle an Musikbegriffen und ästhetischen Konzepten konfrontiert sehen, dass die Frage selbst nur noch als grob vereinfachend und unzulänglich erscheinen kann. *Soll* Musik denn überhaupt »schön sein« (geschweige denn irgendetwas »schön machen«)? Gibt es »die« Musik überhaupt noch? Und was, um alles in der Welt, ist mit »Welt« gemeint?¹

Wer angesichts solcher verwirrenden Rückfragen den Wissenschaften mehr vertraut als der Ästhetik, könnte stattdessen auch versuchen, die Frage nach dem Verhältnis von »Musik«, »Schönheit« und »Welt« in Versuchsreihen und Messdaten zu übersetzen. Nachdem sich die Wirkung von Musik auf den Menschen über Jahrhunderte hinweg einer wissenschaftlichen Erforschbarkeit störrisch widersetzte, versuchen Neuroästhetik und empirische Ästhetik ihr seit Anfang des neuen Jahrtausends die letzten Geheimnisse zu entreißen und die neuronalen Grundlagen des Schönheitsempfindens zu entschlüsseln.

Dies alles werde ich im vorliegenden Buch nur oberflächlich streifen. Stattdessen werde ich, ausgehend von zahlreichen konkreten Beispielen, nach dem *Weltbezug* von Musik fragen – und danach, welche *Daseinsberechtigung* und *Relevanz* unser professionalisierter und institutionalisierter Musikbetrieb vor dem Hintergrund der gegenwärtigen globalen Krisensymptome noch für sich beanspruchen kann. Im dritten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts Musiker oder Komponistin zu sein – das bedeutet: singen, spielen, Töne erfinden und Konzerte veranstalten in einer Welt, die ökologisch, politisch und sozioökonomisch aus den Fugen geraten ist. Wir musizieren für eine Menschheit, die gleich mehrere hochriskante Wetten gegen die Naturgesetze eingegangen ist. Der Einsatz: Die Lebensgrundlagen unserer eigenen Nachkommen. Wie viel Grad Erderwärmung, wie viel Artensterben, wie viele kollabierende Ökosysteme vermag unsere Spezies noch

1 Mir ist bewusst, dass »Schönheit« in der musikalischen Ästhetik ein problematischer und unzeitgemäßer Begriff ist. Ich werde meine Verwendung des Begriffspaares »schön« und »hässlich« an späterer Stelle präzisieren (s. S. 130ff). Um aber dieses erste Kapitel möglichst lesbar zu halten, gehe ich hier zunächst von einer eher Alltagssprachlichen und terminologisch unscharfen Lesart aus.

zu verkraften? Unsere Kinder und Enkel werden es in wenigen Jahrzehnten wissen.

Dies bedeutet aber zugleich auch: Wir musizieren für eine Zukunft, die infrage steht. Das klingt zunächst einmal ziemlich abgehoben und theoretisch – doch die »Nachwelt« ist in der Musik keine abstrakte Größe, sondern eine wichtige Adressatin. Wer eine Bach-Fuge spielt, einen alten Schlager singt, eine Aufnahme von Janis Joplin oder Louis Armstrong hört, erweckt ein Stück Vergangenheit zum Leben. Wer Musik komponiert, aufnimmt oder unterrichtet, gestaltet ein Stück Zukunft. Zu fragen, ob Musik die Welt schöner machen kann, bedeutet deshalb zugleich auch danach zu fragen, wie sich das, was wir heute tun, morgen auswirken wird. In welchem Zusammenhang steht unser heutiges Tun als Musikschaffende mit dem zukünftigen Zustand der Welt? »Dürfen« wir weitermachen wie bisher? »Müssen« wir unseren musikalischen Schönheitsbegriff einer kritischen Überprüfung unterziehen? Ist Musik Teil des Problems oder wird sie »gebraucht« – und wenn ja, wofür? Können wir irgendetwas dazu beitragen, dass sich das, was aus den Fugen geraten ist, wieder fügt?

Ich weiß, dass ich mich mit solchen Fragen auf dünnes Eis begebe. Manche werden in ihnen (zu Recht) einen Angriff auf die Kunstfreiheit wittern. Andere werden sie aus guten Gründen als abwegig, marginal, verharmlosend oder irrelevant empfinden. All diese kritischen Anfragen sind nachvollziehbar und berechtigt. Der für mich selbst am schwersten zu entkräftende Einwand, der mir während des Schreibens ein ständiger Begleiter war, ist der Selbstvorwurf der Anmaßung. Noch wenige Monate, bevor ich mit dem Schreiben begann, hätte ich hochgradig allergisch auf die Fragestellung dieses ersten Kapitels reagiert. Ich hätte nichts anderes in ihr zu hören vermocht als eine unsympathische Mischung aus Naivität, Künstlerhybris und eurozentrischer Überheblichkeit. Klavierspielen für eine bessere Welt? Komponieren gegen das Artensterben? Wer auch immer derlei Weltverschönerung für sich beansprucht hätte und ernsthaft von sich behauptet hätte, das eigene Kulturschaffen besitze irgendeine globale Relevanz, dem oder der wäre ich angesichts dieser Selbstüberschätzung mit lautstarkem Spott oder stiller Verachtung begegnet.

Bis zu jenem Tag im Frühsommer 2019, an dem ich, ohne es geplant zu haben, in eine *Fridays-for-Future*-Demonstration geriet. Von diesem Tag an

hatte die Frage, ob Musik die Welt schöner machen könne, plötzlich einen neuen Klang für mich.

*

Der 17-, 18-, 19-Jährige, der ich einst war, war in einer kulturellen Nische groß geworden, die von Vorbildern wie Maurice Ravel und Chick Corea, Edvard Grieg und Dave Brubeck bevölkert wurde. Musikalische Schönheit war der Dreh- und Angelpunkt dieser Parallelwelt. Bemessen ließ sie sich an pianistischer Brillanz und Geläufigkeit, am Groove eines Jazztrios oder am gemeinsamen Atem eines Kammermusikensembles. Schönheit war eine Frage von Technik, Fleiß, Begabung und einem Quäntchen Inspiration.

Ein engagierter Religionslehrer brachte dieses Schönheitskonzept von Grund auf ins Wanken. Er riss den jungen Mann aus seiner heilen Konservatoriumswelt und konfrontierte ihn mit den globalen Gegenwarts- und Zukunftsfragen der Achtzigerjahre. Mit der Gefahr eines Atomkrieges. Der Ausbeutung des Südens durch den Norden. Der Zerstörung der Umwelt. Den Grenzen des Wachstums. Auf einmal gab es Dinge, die relevanter waren als Fingersätze und Jazz-Changes. Zwar blieb der 17-, 18-, 19-Jährige auch weiterhin zu sehr Nerd und Einzelgänger, als dass er auf Demos gegangen wäre oder an Sitzblockaden teilgenommen hätte. Doch stattdessen wurde er Vegetarier, verzichtete auf den Führerschein, kämpfte vor Gericht für das Recht auf Verweigerung des unbefristeten Zivildienstes im Kriegsfall. Die eigene vormalige Begeisterung für schöne Musik hingegen begann er zunehmend zu verachten. Terztonleitern zu üben, für Miles Davis oder die Kunst der Fuge zu schwärmen, erschien ihm angesichts der drohenden Gefahren als dekadent. Die Welt stand am Abgrund und er wollte zu denen gehören, die versuchten, sie positiv zu verändern. Fortan, so schwor er sich, würde er ein konsequent ökologisches Leben führen und all sein musikalisches Können und seine Kreativität dem Kampf gegen atomare Rüstung, globale Ungerechtigkeit und Umweltzerstörung widmen.

Dies alles ist lange her. Ein paar Jahre lang versuchte ich mich an die Vorsätze des Jugendlichen von damals zu halten, doch dann zerbröselten sie mir unter den Fingern und machten einem bequemen Pragmatismus Platz, den ich in völliger Verkennung und Verdrängung der Tatsachen als »Vernunft« und »Erwachsenwerden« empfand. Die monatliche Miete, die

Aufs und Abs des Familienlebens, die sich bietenden und wieder zerschlagenden beruflichen Chancen – irgendwie fühlten sich all diese Dinge dann doch wichtiger an, als die Zukunft der Menschheit oder die Bewohnbarkeit des Planeten. Klimawandel? Als Musiker und Komponist interessierte mich zwei Jahrzehnte lang allenfalls das *gesellschaftliche* Klima. Von dem anderen, dem physikalisch-meteorologischen Klima und seiner unguten Beeinflussung durch den Menschen las ich hin und wieder in der Zeitung, sorgte mich privat darum, verzichtete um seinetwegen auf Auto und Flüge. Als berufliches Thema aber hielt ich mir die Erderwärmung vom Leib.

Meine Umgebung machte es mir leicht. Zeitgleich zu den eigenen guten Vorsätzen erodierten auch die großen Utopien. Der Eiserne Vorhang fiel, die Welt wurde unübersichtlich und für uns Mitteleuropäer*innen zugleich in einem nie dagewesenen Maße verfügbar. Niemand glaubte mehr an irgendeine weltumspannende Heilslehre jenseits der kapitalistischen Normalität. Sich allzu offensiv »umweltbewusst« oder »friedensbewegt« zu geben, zeugte von schlechtem Geschmack und Moralaposteltum. »Gutmensch« wurde zum Schimpfwort. Und weil mein Studium und meine beruflichen Anfänge als Komponist mitten in diese Zeit der Abkehr vom utopischen Denken fiel, wurde das, was sich zunächst als Bequemlichkeit in mein Privatleben eingeschlichen hatte, auf beruflicher Ebene zur *Haltung*. Ich vermied es, als Komponist über »die Welt« oder »die Zukunft« zu sprechen. Entscheidend war das Hier und Jetzt, das unmittelbare Gegenüber. Alles andere wäre mir unseriös und albern erschienen.

Im Frühsommer 2019, am Rande einer *Fridays-for-Future*-Demonstration, fällt mir der 17-, 18-, 19-Jährige, der ich einmal war, schlagartig wieder ein. Unverhofft taucht er zwischen den demonstrierenden Jugendlichen auf, anfangs als blasse Erinnerung, dann als zunehmend hartnäckige Stimme aus der Vergangenheit. Eine Stimme, die mitreden, sich in mein Leben einmischen will. »Wo bist du gewesen all die Jahre? Was hast du eigentlich die ganze Zeit gemacht? Zugfahren und *taz*-Lesen – ist das alles, was von unserer Kampfansage gegen die Übel der Welt geblieben ist?«

Weil es aber nicht nur mir so geht, sondern Hunderttausenden, die von diesen streikenden Jugendlichen jäh aufgeschreckt oder zur Stellungnahme gezwungen oder an jemanden erinnert werden, der oder die sie einmal waren, spricht plötzlich alle Welt über die Welt. Mit einem Mal sickert in die

Köpfe und Herzen ein, was unsere Generation seit Jahrzehnten wusste und wovor viel zu viele von uns beharrlich die Augen verschlossen hatten: dass nichts vernünftiger, nichts der Gegenwart angemessener ist, als bei allem, was man tut, global zu denken und das eigene Handeln in größere Zusammenhänge zu stellen. Nicht, weil wir uns als Einzelne anmaßen, die Welt retten zu können. Sondern weil wir gar nicht anders können, als permanent auf sie einzuwirken. Indem wir Auto fahren oder nicht Auto fahren. Fernreisen unternehmen oder keine Fernreisen unternehmen. Tiere essen oder keine Tiere essen.

»Wir sind hier, wir sind laut, weil ihr uns die Zukunft klaut.« Das ist unüberhörbar und unmissverständlich. Ein neuer Cantus firmus, der dem medialen Hintergrundrauschen meiner letzten drei Lebensjahrzehnte einen unausweichlich fordernden Klang gibt. Ein simpler, eingängiger Ohrwurm, unter dessen prägender Tonalität sich die Vielstimmigkeit der altbekannten und allgegenwärtigen Krisensymptome neu sortiert. All das, was ich bereits mit 17, 18, 19 gewusst hatte. All die Warnungen und Appelle der NGOs und Wissenschaftlerinnen, der Waldbesetzerinnen und Veganer, der G8-Aktivistinnen und Wachstumskritikerinnen, die ich seither immer und immer wieder gehört und wahrgenommen hatte, ohne mich angesprochen zu fühlen. All das, was ich über drei Jahrzehnte hinweg mal hier gelesen, mal dort aufgeschnappt hatte: Dieses unverbundene und verdrängte Halbwissen über schmelzende Eisberge, schwindende Regenwälder, sterbende Korallenriffe, übersäuerte Meere, unfruchtbare Böden, wachsenden Flugverkehr, wachsende Flächenversiegelung, wachsenden Fleischkonsum, wachsende Treibhausgas-Emissionen, wachsende Ungerechtigkeit. All dies sortiert und verknüpft sich plötzlich zu einem einzigen, großen, kategorischen Imperativ: dass es so nicht weitergehen kann.

*

Wir Menschen sind, das vergessen wir hin und wieder, biologische Wesen. Genauer gesagt: Wirbeltiere aus der Klasse der Säugetiere. Wie jedes andere Lebewesen sind auch wir auf das angewiesen, was die Ökologie als *Habitat* bezeichnet: Auf ein biologisches Zuhause, in dem wir existieren können. Dazu gehört auch ein Klima, das es uns überhaupt erst möglich macht, neben der körpereigenen Thermoregulation noch genügend Energie für

andere Aktivitäten aufzubringen. Langfristige Klimamodelle zeigen, dass die Erde diese günstigen Lebensbedingungen unter normalen Umständen noch für mehrere zehntausend Jahre geboten hätte.² Aber die Umstände sind nicht normal. Wenige Jahrzehnte haben genügt, um das fein austarierte Zusammenspiel von physikalischen, chemischen und biologischen Kreisläufen, dem wir unsere Zivilisation verdanken, instabil werden zu lassen.

Von sogenannten »Klimaskeptikern« hört man mitunter, derartige Schwankungen seien ein Stück erdgeschichtlicher Normalität. Das ist völlig richtig. Unser Planet hat schon mehrere Klimawandel überstanden und sich wieder davon erholt. Es ist nicht der »Weltuntergang«, vor dem uns die Wissenschaft warnt. Es ist aber auch nicht bloß irgendein abstraktes, allgemeines Wärmerwerden. Wovor die Forscher*innen warnen, ist das Ende jener planetaren Grundstabilität, auf deren Boden in den zurückliegenden zwölf Jahrtausenden Kultur gedeihen konnte. Antonio Stradivari und die Erbauer der ersten asiatischen Zithern, Clara Schumann und Billie Holiday, John Cage und Johann Sebastian Bach – sie alle hatten eines gemeinsam: Sie lebten in einer Epoche der Erdgeschichte, die als *Holozän* bezeichnet wird.

Das Holozän bot ideale Bedingungen zum Musizieren und Komponieren: eine reiche Biodiversität, geringe und langfristig planbare Temperaturschwankungen, gewaltige Trinkwasservorräte, ausreichend bewohnbare Landflächen. Erst auf Grundlage dieses stabilen Gefüges verschiedenster natürlicher Parameter konnte dauerhaft Land besiedelt werden, konnten neue Formen der Vorratshaltung und Arbeitsteilung entstehen, Städte gebaut, Landwirtschaft und Handel betrieben werden. Musik und Musikinstrumente hatte es auch zuvor schon gegeben. Aber die klimatisch ungewöhnlich stabile Epoche des Holozäns ermöglichte neue Spezialisierungen, Werkstoffe, Gestaltungsformen und Klangvorstellungen. Und so entstand binnen zehn bis zwölf Jahrtausenden eine atemberaubende Fülle an musikalischen Erfindungen: Kirchentonarten und arabische Maqams. Chöre und Orchester. Rohrflöten und Emax-Sampler. Der Kamerton und die Notenschrift.

2 Vgl. BMBF (2003), S. 51.

Dieser kulturelle Reichtum scheint ein echtes Alleinstellungsmerkmal zu sein: Bislang ist der Wissenschaft kein zweiter Planet bekannt, auf dem ein Musikleben wie das unsere möglich wäre.³ Doch mit jedem Zehntel Grad Temperaturanstieg wird die Erde für uns Menschen unwirtlicher und entfernt sich ein Stück weiter von dem Zustand, der unsere Kultur in den vergangenen 12.000 Jahren geformt hat. Auch die Musik wird davon betroffen sein. Auch zum Musikmachen und Musikhören bedarf es einiger grundlegender Voraussetzungen. Dazu zählen nicht nur funktionierende Musikinstrumente, leserliche Noten oder ein aufgeladener Akku. Wer sich über längere Zeit hinweg auf Musik einlassen, sie genießen oder vielleicht sogar von Berufs wegen proben, unterrichten und aufführen möchte, braucht dafür ein Grundgefühl von existenzieller Sicherheit. Festen Boden unter den Füßen. Eine Umgebungstemperatur unter 50°C.

Unsere Nachkommen werden mit rasant wachsender Wahrscheinlichkeit unter Bedingungen leben, unter denen Menschen noch nie zuvor leben mussten. Wir sind dabei, das artgerechteste Habitat zu zerstören, das wir musizierenden Wirbeltiere überhaupt nur haben können. Und zwar unwiebringlich.⁴

*

2019 hat Greta Thunberg eine prägnante Formulierung gefunden, die seither häufig zitiert worden ist: »Unser Haus brennt«.⁵ Doch ein zutiefst tragischer Aspekt dieser näher rückenden Katastrophe besteht darin, dass die Zusammenhänge zwischen ihren Ursachen und Auswirkungen unserem menschlichen Wahrnehmungsapparat nicht zugänglich sind. Ein brennendes *Haus*, das tatsächlich als solches wahrgenommen würde, würde alle archaischen Reflexe mobilisieren. Wir würden die Gefahr riechen, hören, sehen und ohne jeden Verzug konsequent handeln.

3 Der erdähnlichste unter den derzeit bekannten Planeten weist sehr viel ungünstigere Bedingungen für die Entstehung von Leben auf (vgl. Max-Planck-Gesellschaft, 2016). Zu den musikgeschichtlichen Auswirkungen der klimatischen Stabilisierung im Holozän vgl. Häusler / Hickmann (1997), Sp. 943.

4 Siehe etwa die eindrucksvolle Zusammenfassung bei Steffen et al. (2005), S. 249.

5 Vgl. Thunberg (2019).

Lange nahmen wir hier in Mitteleuropa allenfalls einen leichten Brandgeruch wahr. Die Sommer wurden wärmer, die Unwetter heftiger, die Wälder stiller, die Windschutzscheiben sauberer. Doch mittlerweile spüren auch wir Europäer*innen, dass unser Habitat sich gravierend verändert. 2018 gab es in Deutschland rund 20.000 hitzebedingte Todesfälle. Während ich in den frühen 2020er-Jahren an diesem Buch schreibe, werden Dürresommer, Ernteausfälle, Starkregen, Überschwemmungen, Waldbrände und Hitzetote zu einer neuen Normalität.⁶ Dennoch werden weiterhin Erdöl und Kohle verfeuert, Moore trockengelegt, Grünflächen als Bauland versiegelt und Privatautos auch dort zugelassen, wo ein funktionierendes Nahverkehrsnetz existiert.

Vielleicht wird es diesem langsamen Schwelen und der dadurch ausgelösten vorherrschenden Gemütslage eher gerecht, von einer brennenden *Stadt* zu sprechen. Die Brandherde rücken näher und mehren sich. Die Beunruhigung steigt, doch sie bezieht sich noch immer auf etwas, das größtenteils in einem anderen Stadtteil zu geschehen scheint. Hier und da haben erste Löschmaßnahmen begonnen, längst ahnen viele Menschen, dass der globale Funkenflug jederzeit auch die eigene privilegierte Wohnlage erreichen kann, doch noch immer wird brennbares Material auf den Straßen gestapelt, noch immer werden die Flammen angefacht.

Unsere Stadt brennt – an vielen Stellen gleichzeitig. Genau dieses Bild war es, das sich für mich am Rande einer *Fridays for Future*-Demo mit der eingangs gestellten Frage verknüpfte, ob Musik die Welt schöner machen könne. Und mit einem Mal erhielt diese Frage einen neuen Klang, der mir ganz und gar nicht mehr trivial, naiv oder überheblich erschien:

Kann Musik eine brennende Stadt schöner machen?

Nero und Notre-Dame

Peter Ustinov und Tacitus haben ihn zur Ikone gemacht: Nero, den singenden Kaiser, der zunächst Rom anzündet, um anschließend einen Gesang

6 Vgl. etwa Oppenheimer et al. (2019), Jones et al. (2020) und Bandsom (2020). Siehe auch Watts et al. (2020) zu den Hitzetoten in Deutschland (deutschsprachige Zusammenfassung: Redaktionsnetzwerk Deutschland, 2020).